

Illustrierte Zeitung

Erscheint seit 1843



Nummer 3451.

Hundertdreiunddreißigster Band.

19. August 1909.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Literarische Rundschau.

Dichter der Form.

Von Hans Friedrich.

Das formale Element ist von jeher der germanischen Kunst viel fremder gewesen als der romanischen. Die Lyrik der Dichter, bei denen es stark in den Vordergrund tritt, weist daher fast stets romanische, vor allem französische Einflüsse auf. Rainer Maria Rilke, der gebürtige Prager, hat lange Zeit als Sekretär Auguste Rodins jenseits der Alpen gelebt. Von ihm liegen zwei neue Bände vor: „Neue Gedichte“ und „Der Neuen Gedichte anderer Teile“ (beide Leipzig, Insel-Verlag; geb. je 4 M 50 S). Ich bekam zuerst den zweiten der beiden Bände zur Hand. Im Anfang einige Verse, die mich formell anzogen, inhaltlich aber fast ließen. Dann jedoch ein so wundervoll tiefes Gedicht wie „Der Tod der Liebeten“.

„Er wußte nur vom Tod, was alle wissen:
Daß er uns nimmt und in das Dämmerlicht
Mit aber sie, nicht von ihm fortgerissen,
Rein, leis aus seinen Augen ansieht.“

Glaubte sich zu unbekanntem Schicksal,
Und als er sah, daß sie drüben nur
Wie einen Mond ihr Mädchenauge hatten
Und ihre Weise wohlgutun:

Da wurden ihm die Toten so bekannt
Als wäre er durch sie mit einem jeden
Gang nah verwandt; er ließ die andern reden
Und glaubte nicht und nannte jenes Land
Das gutgelegene, das immerhinig —
Und tastete es ab wie ihre Füße.“

Im diese Verse dachte ich, wenn mich beim weiteren Lesen Dunkelheiten im ganzen (z. B. „Das Bett“) oder im einzelnen (z. B. „Kreuzigung“) aufstießen. Dann wieder ein anderes starkes Gedicht: „Die Odegenwässer“. Wie ein holländisches Bild aus besserer Schule. Oder eigentlich noch passender. Dieser unbekanntete Tote, den zwei Frauen beim Schein einer Küchenschale waschen. Dessen graue, gekämpfte Hand beweisen will, daß ihn nicht mehr nach der Labung des Eßgeschwammes düstert. Der schließlich bloß und rein bei den Unütigen liegt und Geschehe gibt durch seine schweigende Unweiligkeit. Rainer Maria Rilke ist keiner von denen, der das, was er gibt, schnell gibt. Langsam nur kommt man über sprachliche Gewalttätigkeiten und über Widersprüche in hochernsten Situationen fort (Maria im „Kosmos ihres Schmerzes“ am Kreuz). Manchmal ein Versagen der Gestaltungskraft, die den schwächsten Punkt bei diesem Wienerer bildet. Dann aber Bilder, die eigentümlich anziehen. Im „Papageienpark“ die vom Heimweh der Aras leise geschaukelten Stäbe, die „Irenen im Garten“, die eine heimliche, verdrehte Gebärde für das zarte, frühe Gras haben, das sie schicklich streicheln, während das Rot der Rosen das überfängt, was ihre Seele versteht. Oder ein Gedicht, das so stark nachflingt, das ein stilles Inneres, immer mehr sich vertiefendes Leuchten hat — ich meine den „Jeden Liebesnacht, der Wege, Brücken, Städte, Länder ohne Begehren hinter sich läßt, und dem dies mehr gilt als Luft, Besitz und Ehre. Aber auf fremden Blüten ist ihm manchmal die ausgetretene Milde eines Brunnens wie ein Eigentum.“

Der erste Band zeigt Rainer Maria Rilke als Landschaftler. Häuser, die im Kathedralen hohen. Alte Städte: Parks, Gärten, Brücken, Stille, abgelegene Gärten, wo das Leben verbleibt. Interessant des Dichters „Selbstbildnis aus dem Jahre 1906“ und das Porträt seines Vaters. Nur wenige Gedichte in den beiden Bänden. Und doch alles von eigenem, wenn auch oft wunderlichem Leben erfüllt. Als Probe, wie Rainer Maria Rilke Tiere darstellt, siehe hier „Der Panther“ aus dem ersten Band.

„Sein Bild ist vom Überbergehn der Stäbe
So müd geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es launend Stäbe gäbe
Und hinter tausend Stäben seine Welt.“

Der weiche Gang geschmeidig tracter Schritte,
Der sich im allerersten Schritte dreht,
Ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
In der beläuft ein großer Wille strebt.“

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
Sich lautlos auf —, dann geht ein Bild hinein,
Geht durch der Glieder angespannte Stille —
Und hört im Herzen auf zu sein.“

Rainer Maria Rilkes Form ist neu und oft überraschend, sowohl in der Behandlung der Verse wie in der der Reime. Bei letzteren finden sich noch manchmal Schwächen: unwichtige Worte erfahren durch die Reime eine zu schwere Betonung. Immer aber hind diese Strophen voll von Musik. Immer weisen sie über alte, ausgetretene Pfade in neues, noch unbebautes Land. Ich glaube, daß kein moderner Dichter an Rainer Maria Rilke vorbeigehen darf. Wehe, wenn er ihm über die Form hinaus untertan wird! Denn die Neuroantik selbst hat keine zukünftigen Ziele mehr. Über diese Form hat eine Zukunft. Sie mit lebenswichtigen Inhalt, mit einer blutvollen Kunst zu erfüllen, ist das Ziel. Daß wir es heute so klar vor Augen haben, verdanken wir mit Rainer Maria Rilke. Denn er ist einer der Dichter, von denen er selber sagt:

„Alle Dinge, an die ich mich gebe,
Werden reich und geben mich aus.“

Und auch die deutsche Lyrik ist an ihm reich geworden, obwohl er, was er ist, nicht ist. Ein paar Verse aus Stefan Georges früherer Zeit wollen mir nicht aus dem Sinn: ein Baum, der zum

zweitenmal im Jahre blüht, und reife Früchte, die an den Boden klopfen. Ein Gedicht, nicht nur voller Form, sondern auch voller Stimmung, voller Leben. Ich hatte Ähnliches von seinem neuen Versbuch „Der siebente Ring“ (Berlin, Georg Bondi; Brosch. 4 M 50 S) erwartet. Aber es enttäuscht. Zuerst Zeitgedichte, mit einiger Kofetterie und viel Selbstbewußtsein vorgebracht. Stefan George will zeigen, daß er nicht der salbentrunkene Prinz ist, für den er gilt.

„Der langgestreckte seine Tante zählte
Im schänter Kamin oder höher Märde,
In blauer, erdenfarber Festlichkeit.“

Ich kann nicht behaupten, daß sich dieses Urteil, das ich ebenfalls bisher von ihm hatte, durch die Zeitgedichte des „Siebenten Ringes“ geändert hätte. Man arbeitet sich weiter durch Melchior Leckers ungewöhnliche Buchstaben und durch Stefan Georges wunderliche Schreibeart hindurch. Viele Verlegungen der deutschen Sprache. Gleich im ersten Gedicht eine so schreckliche Zeile wie:

„Wart blind für was in dünnem Schleier schlief.“

Im ganzen Buch eine Menge von Neubildungen, die oft ungeschicklich sind. Man sucht nach Leben, nach pulsender Naturwärme. Aber das wäre für Stefan George schodrig. Nicht einmal ein Aufsuchen, nur ein bloßes Leuchten. Er selbst spricht einmal von „krochiger Lichter Oesen“. Das paßt auf seine Kunst. Nicht verwunderlich, wenn der Erbauer der Porta nigra, durch ihn Mund geworden, schlift:

„Das Gellte ging auch verloren: Blut...
Wir Schatten atmen kräftiger! Lebendige
Gespelzer!“

Wahrscheinlich, das Edelste ging auch dieser neuromantischen Kunst verloren — Blut und echtes, innerliches Naturgefühl. Aber Stefan George gilt als Meister, als Lehrer der Form! Und hier von ihm finde ich in diesem Buch nichts schöpferisch Neues mehr. Wie viel ist ihm darin Rainer Maria Rilke überlegen! Stefan Georges Gedichte des „Siebenten Ringes“ sind das beste Beispiel dafür, daß die schönste Form ohne blutwarmen Inhalt tot bleibt und kalt läßt. Diese Form spricht nicht zu uns, denn sie erhält keinen lebendigen Odem. Vieles ist dunkel in diesen Versen, manches aber auch alles andere eher als tief. Ich werde das Gefühl nicht los, als bedürfe dieses Buch des Leichtersten Druckes und der das Lesen erschwerenden Schreibweise. So wird für die gläubigen Gemüter wenigstens einiges zugegeben. Aber wir Jungen sind leider keine gläubigen Gemüter mehr. Wir wollen weiter mit der Kunst. Und darum verlangen wir Blut. Eine der letzten „Tafeln“ lautet:

„Gang wuchs erup in vaterländischer Braude
Dies Wert und ging der Reize zu ganz ohne
Ferkult... Was früher sang im Tempelzone,
Lücht nur den Menschen mehr in ihrer Sprache.“

Ein schöner Glaube, den ich jedoch widersprechen muß! Ein Motto von Rainer Maria Rilke steht vor dem „Musenalanach“, das Herbert U. Hahn im Auftrage der Abteilung für Literatur und Kunst der Münchner freien Studentenschaft herausgegeben hat (München, Bavaria-Verlag; kart. 1 M 50 S). Sieben junge Dichter haben sich hier zusammengetan: Bernhard Florian, Herbert U. Hahn, Ferdinand Rahn, Alfred Mayer, Max Seidel, Herbert Seng, Arnold Zweig. „Musenalnanache“ sind oft unerfreulich. Oder sie werden erst nach Jahren interessant. Dieser Münchner macht dagegen einen durchaus günstigen Eindruck. Nicht daß er auf jenen seltenen ereckigten Höhe der in den neunziger Jahren von Hölderlin v. Müllershausen herausgegebenen Göttinger „Musenalanache“ stände! Aber er bildet ein künstlerisch geschlossenes Ganzes. Diese sieben zeigen, daß sie Selbstkritik haben. Und das ist etwas, was gleich von vornherein beifällt, weil es zu Hoffnungen berechtigt. Noch gehen sie fast in den Bahnen von Neutonen. Noch ist manches ein wenig blaß in ihren Versen. Für sie alle wird demnächst die Zeit kommen, wo sie sich entscheiden müssen, ob sie selbständige künstlerische Persönlichkeiten werden oder nur Nachahmer sein wollen. Sie zeigen, daß sie die Technik verstanden haben und künstlerischen Takt besitzen. Finden diese sieben das Leben, das sie mit seinen Leidenhaftigkeiten und Schmerzen in seine letzten Arme nimmt, das sie bergauf, bergab jagt, so dürfen wir von ihnen manches erhoffen. Für sie besonders gilt, was ich vorhin über die Ziele unserer Lyrik sagte: Form und Inhalt, Lebenswärme und rotes Blut in goldenen Schalen. Als Beweismittel, wie stark Neutonen in diesem Fall Hugo von Hofmannsthal, hier Schule gemacht hat, zitiere ich die „Terzine“ von Herbert Seng:

„Uns Fenster hat ich leise mich gestellt.
Ins Dunkel wie in einen Traum zu lauschen,
Zachinen Vorn und Tag und Licht und Welt
Langsam, so wie ein mildes Wind verlaufen.
Und viele Dinge nahen wie ein Traum
Und wollten dünnem Licht mit mir verlaufen.“

... Da wurde ich verstaubt zu einem Baum
Und wurde schwer von schwerer Dunkelheit
Und rauschte hin durch den weiten Raum,
Handvoll von ungeheurer Ewigkeit.“

Schändet es sich bei diesem Alnanach um ein Buch der Hoffnung, so sind „Die Gedichte (1893–1908)“ von Max Bruns (Minden, J.C.C. Bruns-Verlag; geb. 4 M 50 S) ein Buch der Erfüllung, wenn auch kein Buch einer wirklich reichen Erfüllung! Sie enthalten alle Verse, die nach des Dichters Ansicht für seine literarische Persönlichkeit in Betracht kommen. Die Jugendgedichte gefallen mir am besten. Wärme und Leidenschaft, vorgebracht in einer

vorzüglich geschulten, strengen Technik. Man höre „Stimmliche Nacht“:

„Schwarz und schweigend droht die Nacht ins Land
Und ein schwebender Wind reißt tiefe Klüfte
In die Wolkenberge — eine Regenwand
Wächst vor unsen Wänden in die Lüfte.“

Späht vergeblich aus nach einem Stern;
Und du hast des Himmels Dämeln
Und der Sterne tausendfaches Puncteln
Doch so gern!

Wie die Wäse zuden! Bangst es dich?
Komm und laure dich im Lande nieder!
Friedlich ängstlich die die zarten Glieder,
Komm und preß sie wärmend fest an mich!

Sei nicht furchtsam! Sieh, der Sterne Meer
Ist mit seinen ungezählten Funten
In mein junges, helles Herz gestunten.
Komm —: Ich liebe dich so sehr!“

Schon diese Jugendgedichte zeigen, daß Max Bruns die moderne Lyrik mit offenem Sinn verfolgt hat. Seinen späteren vier Versbüchern wird diese eindringliche Vertiefung in fremde Dichter zum Glück. Max Bruns gerät in das Fahrwasser der Franzosen: Mallarmé, Verlaine, Baudelaire. Er überträgt sie nicht nur, er dichtet sie auch um. Was stimmt nur im Ideengang mit dem Original überein. Manchmal wandelt er sogar den Grundton des Gedichts — ein sehr bedenkliches und ansehnliches Vorgehen. Die Folgen zeigen sich in Max Bruns' späteren Gedichten. Seine Kunst wird kühler, formaler, der warme Herzensdrang flaut ab, die Gedichte verschwinden für einige Jahre. Kleinigkeiten werden in Verse gefügt: Schilderungen, Prophen, Tapeten, Edelsteine. In den beiden letzten Teilen, der „Liebesymphonie“ und dem „Musikfang“, tritt das persönliche Element wieder stärker hervor, jetzt mehr nach der gedanklichen Seite gewendet. Etwens wird, daß Max Bruns in zusammengelegten Wörtern stets das sogenannte parastrophische s fortläßt. Warum Gärten schaffen, wo die lebendige Sprache selbst sie besichtigt hat! Im Schlusswort sagt der Dichter, er gebe diesen Sammelband seiner Gedichte heute, weil er fühle, daß die Zeit seines lyrischen Schaffens hinter ihm liege und das, was seinen Geist befruchtete, seit längerem nach anderen Ausdrucksformen dränge. Die „Gedichte“ zeigen eine starke formale Persönlichkeit, und es ist darum zu bedauern, daß sie in fremdes Fahrwasser geriet. Vielleicht hätte sie uns sonst statt des feinsinnig Nachempfindens mehr Selbständiges zu geben vermocht!

Die französische Armee.

Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Ernst Stegmann u. Sohn. Brosch. 7 M 50 S.

Die in dem Vorwort zu diesem bemerkenswerten Buch ausgesprochene Behauptung, man sei in Frankreich im allgemeinen besser über die deutsche Armee unterrichtet als in Deutschland über die französische, könnte als unangebracht zu der Ansicht führen, daß der leider ungenutzte bliebenen Verfasser wenig über die in Frage kommende deutsche Literatur unterrichtet sei; andererseits lassen die Ausführungen doch erkennen, daß die vielen und meist vorzüglichen Werke über die französische Armee zu ungenutzt oft gebiet haben, sich über eine Materie zu qualifizieren, über die ihm zwar noch weiter recht treffend, aber in Gestalt von „Nachrichten aus der Tagesliteratur“ vor französischer Fachliteratur und den Dienstvorschriften vorzuziehen haben mögen, über die ihm jedoch lieber als gelegentlich abgehört werden. Aber trotz dieses entschuldigenden Mangels kann dem Buch ein gewisser Wert nicht abgesprochen werden. Derselbe ist vor allem in dem Anreize zu erwidern, den es zu erneuten Interaktionen über jenes Herwesen gibt, das für uns das größte Interesse herausfordert. Der geringe, für diese Besprechung esse herausfordernde Raum gestattet nicht, auf die guten Seiten der Arbeit näher einzugehen, fordert aber dazu auf, wenigstens einigen Irrtümern kurz nachzutreten. Wenn der Verfasser den Zeitungsberichten gefolgt wäre, oder wenn er der trefflichen „Einleitung und Dislokation der französischen Armee“ von Major v. Carlowitz einiges Bemerkten gefolgt hätte, so müßte er wissen, daß das Kürassierregiment 19 in das Dragonerregiment 32 umgewandelt worden ist. Kürassierregiments nach Tunisien abkommandiert sind, nicht das Kürassierregiment 22, sondern das Kürassierregiment 22, nach der drei fahrenden Batterien des 6. Artillerieregiments nach Algerien abkommandiert sind, nicht das Kürassierregiment 22, sondern das Kürassierregiment 22. Was über die Saharacompanie, bzw. die übrigen als Escadrons sédentaires nur noch der Geschichte angehörenden Escadrons der Spahiregimenter gesagt wird, ist direkt falsch. Ganz besonders trifft dies auf das 2. Saharacompanie zu. Sehr richtig ist festgesetzt, daß die Traineskadrons aus den jeweiligen Kompagnien 1, 2, 3, 4 zusammengesetzt sind; leider fehlt die Angabe des Grundes für diese Numerierung, den wir wissen den, wenn des Buches gewiß erwünscht sein dürfte. Die Escadrons normale des Sai de Brangon ist ebenfalls von der Artillerie und nicht von der Kavallerie, demnach demnach, sondern durch „République“ ersetzt wurde. Die Lösung des französischen Soldaten nicht dekadenweils, sondern alle fünf Tage gefolgt. Unter dem betreffenden dem Bestimmung ist die Militärmedaille zwar erwähnt, aber wenig Rückschlüsse auf die Bedeutung derselben ist viel zu wenig Rückschlüsse getragen, namentlich ihrem häufigen Vorkommen auf der Brust vieler Subalternoffiziere. Gerade die für diesen Umstand bedingenden Gründe sind sehr interessant. Trotz dieser Ausführungen kann das Buch empfohlen werden; nur wird der Leser denselben Bezug nehmen, das Gebotene mit scharf wägender Kritik aufzunehmen.

Die illustrierte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Befolgen von Drucksachen gegenwärtiger Art, ist unterliegt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der illustrierten Zeitung in Leipzig, Neudorferstraße 1–7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der illustrierten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten.